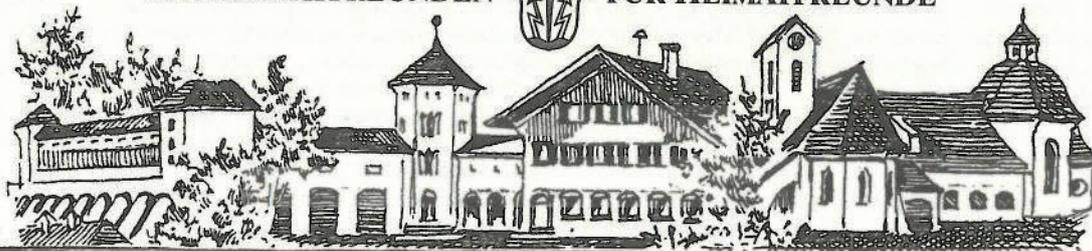


GESCHICHTE UND GESCHICHTEN

VON HEIMATFREUNDEN FÜR HEIMATFREUNDE



AUS VERGANGENEN ZEITEN

Über Armut, Anspruchslosigkeit und Schulisches aus vergangenen Tagen

Wir reden oft von der »guten, alten Zeit«: daß seinerzeit vieles gemüthlicher und vor allem besser war als heutzutage. Derweilen ist es uns noch nie so gut gegangen wie in dieser unserer jetzigen Zeit. Doch die Unzufriedenheit wächst gerade bei denen, die niemals schlimme und harte Zeiten erlebt haben. Viele alte Töginger können sich noch daran erinnern, wie zum Beispiel der Huber Pauli, heute 87 Jahre alt, aus dem »Bernldhof« in Feichten stammend. Kürzlich erzählte er mir einiges aus seiner Kindheit, wie hart sie war, wie er zusammen mit seinem Bruder Sepp, der Arzt wurde, bei jedem Wind und Wetter schon um fünf Uhr in der Früh' aufstehen und zu Fuß in die Schule nach Winhöring mußte, wo erst als Ministrant die Fröhmesse zu absolvieren war. Auch an sein damaliges Fräulein, Oberlehrerin Elisabeth Braun, *1879, erinnert er sich noch, und wie er froh war, als 1923 Tögging seine erste Schule in Form zweier Baracken auf dem Standort des heutigen Rathauses bekam.

Dieses Gespräch über die Zeiten der 20er und 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts in unserer Heimat gab mir Anlaß, wieder einmal in den Bänden meines alten Kollegen Martin Meier aus Diessen a. Ammersee zu blättern, der in Hunderten von kleinen Geschichten die Jahre zwischen den beiden Weltkriegen beschrieb, die eine »andere«, vor allem aber eine Zeit waren, in der die Menschen trotz teilweise großer Armut und Not zufriedener und genügsamer waren. Die heutzutage mitunter arg strapazierten Armutsformulierungen entbehren einerseits jeglicher Kenntnis wirklicher Armut und legen andererseits ihre vergleichenden Maßstäbe am Wohlstand unserer Wegwerfgesellschaft an. Wenn zum Beispiel heute über Benzinpreise von über 2 Mark gejammert wird, so mag zum Trost folgender Vergleich dienen: Der Benzinpreis lag damals viele Jahre hindurch bei ca. 36 Pfennige. Dies entsprach in etwa dem damaligen 1/3-Stundenlohn eines Handwerkers (Maurers oder Zimmerers). Der heutige 1/3-Stundenlohn liegt bei etwa 9 Mark. Soviel müßten demnach heute die Autofahrer in Relation für einen Liter Benzin zahlen. Ein voller Tank mit 50 Litern käme also auf 450 Mark! Zwar eine hypothetische Rechnung, aber nachdenkenswert!

Sozialhilfeempfänger leben heute im Vergleich zu armen Leuten in vergangenen Tagen wie reiche und wohlhabende Bürger. Was damals wirkliche Armut bedeutete, veranschaulichte schon Ludwig Thomas Erzählung vom arbeitslosen Schreinergehilfen Simon Lackner, der seinen Lebensunterhalt als Handwerksbursche erbetelte. Sein ganzer Reichtum bestand aus dem, was er an zerschlissener und geflickter Kleidung, einschließlich eines alten Brotbeutels, am Körper trug.

DIE GESCHICHTE VOM LACKNER SIMON

Wenn zu Ende Oktober die kalten Winde anhuben, ging Simon Lackner zum herzoglich neuburgischen Gefängnis, welches auf freiem Felde lag, hinaus. Dort versteckte er sich in einem Holzschuppen, welcher gegenüber dem Ein-

gang der Anstalt lag, und wartete.

Wenn dann einige Gendarmen kamen, trat er sogleich hervor und schrie mit lauter Stimme: »Unser guater, alter Herzog Karl is' a Rindvieh!« Das erstmal und das zweitemal stürzten die Gendarmen gierig auf den frevelhaften Menschen und glaubten, daß sie einen wichtigen Fang gemacht hätten. Aber schon im dritten Jahre erlahmte ihr Eifer, denn sie wußten jetzt, daß der Lackner sich nur auf diese harmlose Weise ein Winterquartier verschaffen wollte. Simon Lackner mußte nun oft und oft schreien, bis sie ihn gefangen nahmen. Und das wiederholte sich 16 Jahre lang in schöner Regelmäßigkeit.

Man wußte es nicht mehr anders. Wenn gegen Ende Oktober schwere Wolken am Himmel aufzogen, schaute der Gefängnisdirektor in die herbstliche Natur hinaus und sagte: »Jetzt wird der Lackner bald wieder schreien«. Und richtig: den andern Tag zogen sich nasse Bindfäden vom Himmel zur Erde herunter, und vom Holzschuppen herüber brüllte es: »Unser guater, alter Herzog Karl is' a Rindvieh!«

Die Gendarmen lächelten; Simon Lackner lächelte und betrat freudig die Halle des Gefängnisses, wo ihm der Inspektor wohlwollend entgegnetrat. Lackner wiederholte zur Sicherheit: »Unser guater, alter Herzog Karl is' a...« – Weiß schon, weiß schon, rief der Inspektor sie kriegen schon ihre fünf Monat. Wenn die Amseln pffifen, kam Simon wieder heraus und walzte fröhlich durch das Herzogtum. Und wo er in einem Wirtshaus das Konterfei seines lieben Karl III. sah, lächelte er ihm verständnisvoll zu. Er hatte ja nie vergessen, ihn den guten, alten Herzog zu nennen, und das mit dem Rindvieh war nicht ernst gemeint.

Man wolle den schönen Paragraphen der Majestätsbeleidigung, mit dem sein Freund Simon Lackner sich 16 Jahre recht und schlecht über die Wintersnot hinweggeholfen habe, jetzt abschaffen, schreibt Ludwig Thoma abschließend.

Oberlehrer i. R. Martin Meier, Jahrgang 1922, hat gestattet, daß von Zeit zu Zeit Geschichten aus seinen Erinnerungen an die »gute« alte Zeit und an das Landleben Anfang des vorigen Jahrhunderts im Töginger Stadtblattl abgedruckt werden dürfen. Hier einige zum Thema Armut und Bescheidenheit, und weil bald das neue Schuljahr beginnt, auch etwas zur Schule früher. Solches hat es damals überall gegeben.

DAS WAR ARMUT

Ein fleißiger Hilfsarbeiter hatte den ganzen Sommer über gearbeitet und seine 26 Wochen zusammengebracht. Dieser Arbeitsnachweis berechnete ihn, winters über zu stempeln.

Er bekam wöchentlich 10,40 Mark Stempelgeld, im Monat also rund 40 Mark. Seine Familie mit fünf Kindern brauchte täglich vier Pfund Brot und zwei Liter



Alte Schulstube

Milch. Der Vier-Pfund-Wecken kostete 68 Pfennig - das waren rund 20 Mark im Monat - und für die Milch, zwei Liter kamen auf 38 Pfennig, gab er rund 10 Mark im Monat aus. Es war unmöglich, mit den restlichen 10 Mark über die Runden zu kommen. Schließlich brauchte die Familie auch noch Erdäpfel, Malzkaffee, Salz, Sacharin, Kleidung, Schuhwerk, Strom usw. Unser Hilfsarbeiter war also gezwungen, seine Kinder auf die Straße zu schicken und sie zu Bettlern zu degradieren. Das war Armut.

SPARSAM

Jedes Jahr lief der Gabler-Bauer von Mitte März bis Mitte November tagtäglich barfuß, auch bei Regen; ausgenommen waren Frosttage im Vorfrühling und im Spätherbst. Zum sonntäglichen Kirchgang zwangte er seine mit einer dicken Hornschicht überzogenen Fußsohlen in die Feiertagsschuhe. Mit dem Barfußlaufen schonte er sein Schuhwerk und sparte somit Geld.

BROTKRUMEN

Sehr zornig konnte Mutter werden, wenn die älteste Tochter nach dem Mittagessen den Tisch mitsamt den darauf liegenden Brotkrümelchen abputzte und auf dem Boden schlenzte. Das war für Mutter fast eine Todsünde, denn Brot und Brotkrumen wirft man nicht weg. Brotkrumen isst man.

NIEDRIGE ZIMMER UND KLEINE FENSTER

Man sparte damals an allen Ecken und Enden, am Essen und Trinken, an der Kleidung, am Lichtstrom, am Heizmaterial. Mit dem Heizmaterial ging man sogar so sparsam um, daß man geringere Wohnqualität in Kauf nahm. Man baute deshalb niedrigere Zimmer und begnügte sich mit kleinen Fenstern. Niedrige Zimmer erwärmten sich schneller und mit kleinen Fenstern ging weniger Wärme verloren. Lieber ersticken als erfrieren, war ein geflügeltes Wort. Türauffassen war schlimmer als Fluchen und Schulmesse schwänzen. Mit Vaters Drohung war nicht zu spaßen: »Mach d'Tür zu! Oder willst drauß'n bleib'n? Dann bleibst drauß'n!«

DER INVALIDE

Der bresthafte, also mit Gebrechen behaftete Simon Schlögl litt an einer unheilbaren Gicht. Mit 52 Jahren wurde er hundertprozentig erwerbsunfähig und mußte das berufliche Handtuch werfen. Sein Vater protokollierte ihn auf Lebenszeit ins Elternhaus ein. Einprotokollieren verbürgte damals für kostenloses, lebenslangliches Wohnrecht.

Nach dem Tode des Vaters bewohnte Simon weiterhin die acht Quadratmeter große Kammer, die an der Nordseite des Hauses direkt ins Freie führte. Das Mobiliar bestand aus einem Bett, einem kleinen Tisch, einem Stuhl und einem schmiedeeisernen 40 mal 60 cm großen Ofen.

Um Wärmeverluste durch schlecht schließende Fensterrahmen von vornherein zu vermeiden, nagelte er das Fenster kurzerhand zu.

Der Herd stand in der diagonal entgegengesetzten Ecke zum Kamin. Dadurch verlängerte sich der Weg des abziehenden Rauches durch die Ofenohre. Diese übermäßige Länge der Rohre hatte den Vorteil der optimalen Wärmeausnutzung des Rauches. Der Nachteil bestand in der Beeinträchtigung durch den Rauchabzug. Dieser entwich zum Teil ins Zimmer und verfärbte im Laufe der Jahre Wände und Decke derart, daß der Vergleich mit einer Hufschmiede angemessen war. Zur Verfärbung trug auch noch die Petroleumlampe bei, die das elektrische Licht ersetzte.

Simon bezog eine Invalidenrente von 16,30 Mark monatlich. Gegen einen Botenlohn von 20 Pfennig brachte sie der Gemeindediener jeden Ersten. Die restlichen 16,10 Mark der Rente teilte Simon genau ein: Täglich 1 Liter Milch zu 15 Pfennig machte 4,50 Mark im Monat, täglich 1 Pfund Brot zu 21

Pfennig machte 6,30 Mark im Monat, zusammen 10,80 Mark. Hinzu kamen die Ausgaben für Sacharin, Salz, Pfefferminztee und Petroleum. Da läpperten sich nochmal 1,90 Mark zusammen.

Auf seine einzige Freude wollte er nicht verzichten, auf seine Villiger Stumpfen und die zwei Brezen jeden Samstag. Dieser Luxus schlug Monat für Monat mit satten 92 Pfennig zu Buche. Übrig blieben jeden Monat 2,50 Mark. Die sparte er eisern für eventuelle Notfälle.

Simon hatte kein fließendes Wasser und keinen Ausguß im Zimmer. Das Wasser holte er Tag für Tag aus dem Bach, der durch den Garten lief. Das Wasserholen nahm fast den ganzen Vormittag in Anspruch. Die durch die Gicht steif gewordenen Knie verursachten eine dermaßen extreme Gehbehinderung, daß nur noch schlüpfende Fortbewegung möglich war, daß heißt abwechselnd schob Simon seine Füße Stück für Stück auf dem Boden nach vorne.

Am Bach angekommen, hängte er den Henkel des Wasserkännchens in die Krümmung des Hackelsteckens und schöpfte so, ohne sich bücken zu müssen, das kühle Naß aus dem Bach.

Zwei- bis dreimal im Jahr war Großwaschtag. Simon legte 4 Schneuztücher, 1 lange Unterhose und 1 Hemd in eine Emailleschüssel, goß kochendes Wasser darüber und ließ die Wäsche eine Nacht lang weichen. Am nächsten Tag büstete er auf dem Hackstock die mit Kernseife eingeriebenen Textilien. Danach spülte er mit einer Kanne klaren Wassers nach und hängte dann die tropfnassen Kleidungsstücke an die Schnur. Der Trockenprozeß zog sich oft Tage hin. Bügeln fiel flach. Ungeklärt blieb seine persönliche Körperreinigung. Die Toilette, sprich das Plumpsklo, befand sich im Freien. Der Gemeindediener brachte gelegentlich für 1 Zehnerl ein paar alte Zeitungen. Die erfüllten, klein zusammengeschnitten, den gleichen Zweck wie die heute gebräuchlichen dreilagigen Rollen. Zwei Höhepunkte unterbrachen die Monotonie des Jahres. Am Heiligen Abend brachte die Chefin des Katholischen Frauenbundes eine Tüte voll Plätzchen als Weihnachtsgeschenk und am Karsamstag ließ sie den Osterhasen zwei gefärbte Eier legen. Simon war jedesmal zu Tränen gerührt.

VERSCHWENDUNG

Verschwendung war für Vater ein rotes Tuch. Er verstand darunter leichtfertiges, übermäßiges, sinn-, zweck- und nutzloses Verbrauchen. Die Verschwendung von Brennholz, Licht und Wasser kennen wir zur Genüge. Für Vater gab es aber noch andere Formen. Verschwendung war für ihn bereits, Schlafkammern überhaupt zu heizen. Noch ein paar Beispiele: Verschwendung war für ihn, Butterbrote noch zusätzlich mit Marmelade zu bestreichen, den Kaffee statt mit Sacharin mit Zucker zu süßen. Verschwendung war für ihn, ins Putzwasser Waschpulver zu geben, im Winter die Haare schneiden zu lassen, statt Schweinefett Schuhwichs zu nehmen; Süßes Zwetschgenmus noch zu süßen, jedes Kind einzeln im Waschuber zu baden, Wasserhähne ganz aufzudrehen, Leibwäsche alle acht Tage zu waschen, frisches Brot zu essen, den Docht der Petroleumlampe höher als einen Zentimeter zu drehen, übermäßiger Papierverbrauch auf dem Häuschen. - Besondere Verschwendung war für ihn jede Form der Unmäßigkeit beim Essen und Trinken. Er ging davon aus, daß der Mensch nicht mehr essen soll, als er zur Arbeitsleistung braucht. Als anschaulichen Vergleich führte er den Automotor an, der auch nicht mehr Benzin verbrennt, als er zur Fahrleistung benötigt.

KINDERERZIEHUNG

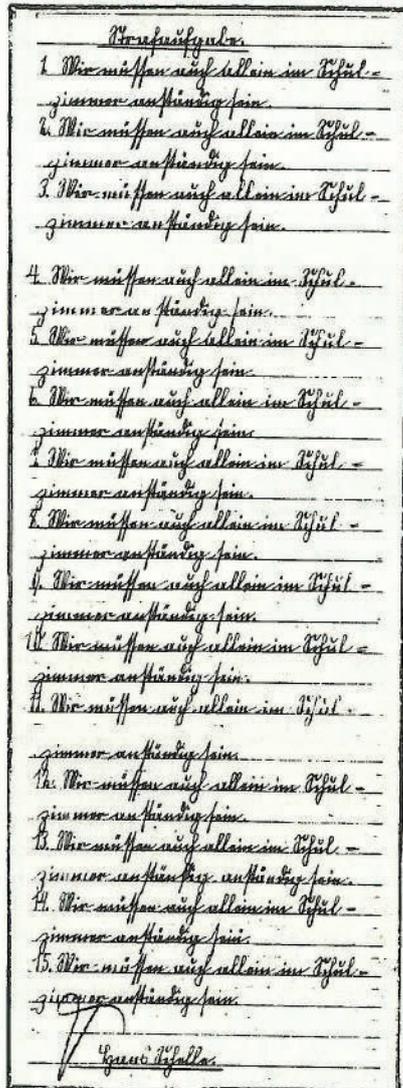
Sie ruhte auf den vier Säulen der Zucht, Ordnung, Disziplin und des Gehorsams. Zucht verschaffte man sich durch Züchtigung, durch körperliche Züchtigung. Deren Effekt lag darin, körperlichen Schmerz zu verursachen. Berechtigt zur körperlichen Züchtigung waren Eltern, Lehrer, Vormünder und Geistliche. Selbstverständlich mußte an dem »Rohling Mensch« gefeilt und gehobelt werden. Bei der »Menschenveredelung« ließen sich unsere Lehrmeister vom Prinzip der Verhältnismäßigkeit leiten, d. h. sie differenzierten. Dem dynamischen Typ stutzte man die Flügel, man erwiderte mit dem Sprichwort und dessen Vollzug »Auf einen groben Klotz ein grober Keil«. Bei den Defensiven reichten harmlosere Mittel. Schwer erziehbare Kinder gab es nicht. Der Stock erstickte Renitenz im Keim.

Die Ordnung, im Vergleich zur Zucht ein verhältnismäßig wenig spektakuläres Erziehungselement, erledigte sich durch strikte Beachtung bestehender Anordnungen praktisch von selbst. Auch heute unterliegen Ordnungswidrigkeiten einer Ahndung. Polizisten kassieren Bußgelder.

Gehorsam gehörte in damaliger Zeit zur sittlichen Grundausrüstung. Zu Hau-

se und in der Schule. Das Wort stammt aus dem althochdeutschen »gihörsami« und bedeutet soviel wie Unterordnung und Einordnung unter den Willen einer Autoritäts- oder Respektperson.

In unmittelbarer Verwandtschaft befindet sich der Gehorsam mit der Folgsamkeit. Folgsam sein heißt gehorchen und gehorchen heißt, das tun, was befohlen oder bestimmt wird. Folgsam sein heißt auch, nicht widerspenstig sein oder gleich gar, sich aufzulehnen. Letzteres wäre früher einem Verbrechen gleichgekommen. Im Alten Testament bezahlte Absalom das Aufbegehren gegen seinen Vater David mit dem Tode.



**Strafaufgabe:
Sauberste Schrift, keinen Fehler! Sonst
hieß es: Alles nochmal schreiben!**

wandte, mit einem Wort, alle Erwachsenen zogen an einem Strang. Beispielsweise war es das Selbstverständliche von der Welt, wenn ein Bauer einen Buben beutelte und ohrfeigte. Als Grund dafür reichte das Betreten einer ungemähten Wiese. Nie hätte der Bestrafte gewagt, sich beim Vater zu beschweren. Die Reaktion wäre gewesen: »Der hat schon recht g'habt. Umsonst haut kein Mensch zu. Du weißt doch, daß man's Gras net zertrampeln darf.« Und dann drohte er noch: »Laß dich ja net bei unsrer Wies'n erwisch'n!« Kinderarbeit zählte im Erziehungsprogramm zur Normalität, denn, wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, sagten die Alten.

AUS EINEM SCHULAUFSATZ

Die zwölfjährige Rosi schrieb: »Endlich sind die großen Ferien angebrochen, auf die meine Eltern schon so lange gewartet haben.« Jetzt konnte die Rosi nämlich den ganzen Tag fest arbeiten.

WARME STRÜMPFE

Zur Winterbekleidung der Buben und Mädchen gehörten Wollsachen, wie Mützen, Handschuhe, Strümpfe, Schals und Pullover. Das alles strickte Mutter selbst. Aus bester Wolle, d. h. aus grober, rauher, widerstandsfähiger. Beim Kauf war lange Haltbarkeit ausschlaggebend, nicht weiche, wuschelige Struktur. Für Pullover eignete sich die unverwüstliche Qualität der Schafwolle. Fertig gestrickte Pullover waren aber hart und rau wie Ochsendecken.

Am unangenehmsten trugen sich jene Wollsachen, die mit der Körperhaut direkt in Berührung kamen, die Schals, Handschuhe und Strümpfe. Die gaben einen Vorgeschmack vom Fegefeuer in der ewigen Verdammnis. Sie kitzelten wie Filzläuse, juckten wie Mückenstiche und kratzten wie Reibeisen.

Mit Abstand verursachten aber von allen Wollsachen die langen Strümpfe die meisten Qualen. Um das Runterutschen der verhaßten Textilien zu vermeiden, hielten bei den Buben Gummistrapsbänder diese oberhalb der Knie zusammen. Die preßten die Quälgeister an die Haut. Beim stundenlangen Stillsitzen in der warmen Schulstube steigerte sich die Juckerei bis zum körperlichen Schmerz.

Vorgebrachte Klagen konterte Mutter mit einer verächtlichen Handbewegung: »Was seid ihr für verweichlichte Bürschlein? Schämt euch! Seid froh, daß ihr warme Strümpfe habt!«

Die Mädchen waren feiner heraus. Ihre Strümpfe hielten Strapse, die am Leibchen angeknöpft waren. Unsere heutigen Kinder, mit handgestrickten Wollsachen von damals gekleidet, lägen mit größter Wahrscheinlichkeit wegen Allergien reihenweise in Krankenhäusern.

Anmerkung: Noch heute erinnert sich der »Stadtblattschreiber«, wie sehnsüchtig er als Bub immer die ersten wärmenden Strahlen der Märzsonne herbeigeseht hat. Wenn die Mutter erlaubte, daß man nun die Kniestrümpfe anziehen durfte, war dies ein größeres Geschenk als Geburtstag und Weihnachten zusammen.

WIE KINDER SCHREIBEN LERNTEN

Die Kinder auf dem Land wuchsen wie Wildlinge auf. Im Sommer rannten sie barfuß in Haus und Hof umher, im Winter kugelten sie sich im Schnee.

Das Schulbankdrücken glich dem Bändigen von Tieren. Das Stillsitzen, Aufpassen, Lesen-, Schreiben- und Rechnenlernen war für die Betroffenen Freizeitberaubung. Bleiben wir beim Stillsitzen. Der Lehrer brachte es ihnen bei: »Füße auf den Rost, Gesäß nach hinten, Rücken anlehnen, Hände auf die Bank, Kopf hoch, den Lehrer anschauen, nicht umdrehen, nicht schwätzen! Wer etwas weiß, Finger heben! Aber nicht in die Höhe strecken und nicht schnalzen!« Der Lehrer machte das Schnalzen vor und begründete das Verbot mit Ruhestörung.

Das Hände-auf-die-Bank-legen war auch nicht so einfach. Der Lehrer gab genaue Anweisungen: »Beide Hände flach auf die Bank legen, die Daumen nach unten stellen und um die Bankkante krümmen. Die Ellbogen leicht an den Körper drücken!« Zum besseren Verständnis stieg er auf den erhöhten Antritt und demonstrierte von hier aus gut sichtbar die Hand-, Daumen- und Ellbogenhaltung. Besonders strenge Lehrer legten eigenhändig Griffel oder Bleistift auf die Handrücken der Schüler. Diese Vorsichtsmaßnahme diente dem absoluten Stillsitzen. Wehe, wenn ein Griffel oder Bleistift zu Boden fiel! In-die-Ecke-stellen war die gnädigste aller Strafen.

Das Schreibenlernen begann grundsätzlich mit dem Schiefergriffel auf der Schiefertafel. Der Griffel mußte täglich frisch gespitzt sein. Das besorgten Mama oder Papa zu Hause.

Die Schiefertafel hatte eine Größe von 28 mal 18 Zentimeter. Auf der Vorderseite waren Zeilen eingraviert, die Rückseite war glatt. Ein Holzrahmen faßte die Schiefertafel ein. Auf der Breitseite des Rahmens konnten durch ein vorgebohrtes Loch Schnürchen durchgezogen werden. Daran baumelten Schwamm und Tafellappen.

Das stete Anfassen des Tafelrahmens hinterließ natürlich seine Spuren. Die

Fingerabdrücke waren gut ablesbar, zumal die kleinen Greifer zu vielerlei nützlichen und unnützen Tätigkeiten und Verrichtungen Tag für Tag gebraucht wurden. Deshalb so die verständlicherweise dringende wie zwingende Vorschrift, die Tafel wöchentlich einmal zu waschen, und zwar übers Wochenende. Meistens übernahm Mutti diese Säuberung. Die Tafelreinigung überprüfte der Lehrer ausnahmslos jeden Montag, gleich nach dem Morgengebet.

Die Schreibübungen mit dem Griffel verliefen im allgemeinen problemlos. Unschön oder falsch Geschriebenes löschte der Lehrer einfach mit dem Schwamm, Wiederholungsübungen, selbstverständlich zu Hause, waren fällig. Ein Schönheitsfehler trübte die Schreibe mit dem Griffel. Diesen Fehler verursachte das Schreibgeräusch. Das Geräusch war aber nicht ein normal störendes, nein, es fuhr durch Mark und Bein. Am besten konnte man es mit den Dissonanzen quitschender Wagenräder vergleichen. Die Erklärung für das phonetische Debakel ist denkbar einfach: Das Ritzen und Kratzen einiger Stäbchen, sprich Griffel, auf steinige Platten, sprich Schiefertafeln, brachte die Mißtöne hervor. Und diese steigerten sich zu einem Konzert von dreißig und mehr Musikanten.

Warum, so stellt sich die Frage, verwendete man überhaupt Schiefer statt Papier? Die Antwort: Die Menschen von damals waren arm wie Kirchenmäuse, die Armut schaute buchstäblich aus jedem Fenster. Schiefer, ein Geschenk der Natur, wurde mit verhältnismäßig einfachen Mitteln in flache Platten und dünne Stäbchen gespalten. Papier, ein künstliches Produkt, war viel teurer. Und trotzdem konnte auf das Papier nicht verzichtet werden, zum Beispiel beim zweiten Schritt des Schreibenlernens. Bleistift und Papier kamen an die Reihe. Letzteres in Form von Heften mit linierten Seiten.

Der Vorteil bleistiftgeschriebener Buchstaben und Wörter lag darin, daß Mißgeburten ausradiert werden konnte. Doch auch der Umgang mit dem Radiergummi wollte gelernt sein. Unsaubere Gummis schmierten und hinterließen zum Leidwesen des Lehrers unappetitliche, graue Flecken. Bei nachlässigem Festhalten der Heftseiten entstanden Papierknicke. Tollpatschige Buben wechselten den Radiergummi mit einer kleinen Bürste und bohrten Löcher ins Papier. Der entstandene Schaden war irreparabel. Schimpfworte des Lehrers und Tränen des Verursachers halfen auch nichts.

Der Höhepunkt der schriftlichen Übungen bestand in den Hefteinträgen mit Tinte und Feder. Diese Zeremonie begann mit dem Heftaustreten des Lehrers. Die Knirpse konnten ja noch nicht ihre Namen schreiben oder lesen. Dann befahl der Lehrer: »Tintendeckel aufklappen! Heft aufschlagen! Fließblatt auflegen! Federhalter in die Hand! Feder mit dem Tintenwischer abputzen! Linke Hand auf das Fließblatt! Federhalter zwischen Daumen, Zeige- und Mittelfinger legen!« Nach diesen Disziplinen ging es weiter: »Eintauchen! Ansetzen! Auf! Ab! Auf! i-Punkt drauf! Halt! Federhalter in die Rinne! Anlehnen! Hände auf die Bank!« - Jetzt kontrollierte er, von Bank zu Bank gehend, das Geschriebene. Dabei hagelte es Kritik: »Der i-Punkt ist zu dünn, zu dick, er steht zu hoch, zu tief, zu weit links, zu weit rechts, die Aufstriche sind zu flach, zu steil.« Besonders am Herzen lagen ihm die Haar- und Schattenstriche, d. h. beim Aufwärtsschreiben mußten die Haarstriche ganz zart und dünn, beim Abwärtsschreiben die Schattenstriche kräftig und dick sein. Diese Kontraste ergaben nach seiner Ansicht ein markantes Schriftbild. Nach dem Kontrollgang mußten die ABC-Schützen eine ganze Zeile »i« üben. Er setzte sich dabei zu jedem einzelnen in die Bank, umfaßte seine rechte Hand mitsamt dem Federhalter und schrieb gemeinsam mit ihm das nächste »i«.

Die Hand des Lehrers roch so gut nach Seife, und seine kurzgeschnittenen Fingernägel waren schneeweiß ausgeputzt. Das beeindruckte sehr. Gar manches Büblein dachte unwillkürlich an die Hände und Fingernägel seines Vaters, seiner Mutter, seiner Geschwister und an die eigenen.

DER TATZENSTOCK

Der Tatzen- oder Rohrstock ist längst aus der Schulstube verbannt. In früheren Zeiten gehörte er zum unentbehrlichen Requisite der Schullehrerinnen und -lehrer. Der Tatzenstock war ein dünnes, biegsames, in der Regel 40 Zentimeter langes Bambusrohr, das als Züchtigungsmittel der Erziehung und Disziplinierung, sowie der Zucht und Ordnung diente. Die Tatzte war eine verächtliche Bezeichnung für die Hand, seit Jahrhunderten war damit aber auch der Schlag mit einem Stock oder Brettchen (»Tatzenbrettl«) auf die flache Hand als Schulstrafe gemeint. Die Züchtigungszeremonie spielte sich vor der Klasse, meist in unmittelbarer Nähe des Pultes ab. Den zur körperlichen Strafe Verurteilten forderte die Lehrkraft barsch auf, herauszukommen. Die Klasse verfolgte, teils mit ängstlichen, teils mit desinteressierten Blicken die »Prozedur«. Desinteressiert

deshalb, weil Tatzen nahezu zur täglichen Routine gehörten. Der arme Sünder streckte auf Befehl des Lehrers seine Finger und der Zuchtmeister zielte mit dem weitausholenden Stock auf die Mitte der freien inneren Handfläche. Das feste Umfassen des Handgelenks war dabei eine in vielen Praxisjahren gesammelte Vorsichtsmaßnahme des Schulmeisters. Deutlich hörbar durchschneidet der niedersausende Stock die Luft und hinterließ beim Aufschlag ein Geräusch ähnlich wie beim Zuschlagen mit einer Fliegenpatsche. Meist war ein Schlag nur das Strafminimum. Der Bestrafte zog ruckartig die Hand zurück und krümmte gleichzeitig die Finger zusammen. Um den Schmerz zu lindern, verschränkte er noch obendrein beide Arme und preßte sie an seinen Brustkorb. In dieser Haltung, mit nach vorne gebeugtem Oberkörper und schmerzverzerrtem Gesicht machte er sich auf den Weg zu seiner Bank. Verfehlte der »Spanische« sein Ziel, die Handmitte, so büßten die Finger oder der Daumen.

Viele Tränen flossen so in den Schulzimmern, wenn Schüler mit mehr als einer Tatzte oder mit Schlägen auf das Hinterteil, den »Übergelegten« bestraft wurden. Erlaubt waren an einem Tag sechs Tatzen oder sechs Gesäßschläge, die die Buben auch »A...prügel« nannten. Es gab hier wahre Sadisten unter den Lehrkräften und heutzutage würden Staatsanwälte und Richter solches als schwere Körperverletzung ahnden.

Tatzen gab es für Schwätzen, Umschauen, Einsagen, Abschreiben und Abschreibenlassen, beim Steckenbleiben auswendig gelernter Gedichte, beim Spielen mit dem Schreibzeug, bei Fehlern in Diktatverbesserungen oder beim Einmaleins, unsauberen Schiefertafeln oder mit den Fingern schnalzen, aber

auch fürs Auslachen von schwachen Schülern. Kapitalverbrechen waren Raufen, Lügen, Fluchen, Zuspätkommen, Schreien, dem Lehrer widersprechen, Herumrennen, alte Leute trätzen, Erwachsene nicht grüßen usw.

Leider strafte Lehrkräfte auch Schüler wegen schlechter Leistungen, mangelnder Begabung und fehlender Intelligenz. Weinen, Wimmern und Heulen interessierten manche Lehrer nicht. »Beim Raufen schlägt ihr euch auch halbtot«, war ihr Kommentar. Es galt, Schlamper, Faulpelze, aufsässige und freche Schüler zur Reason zu bringen. Gottlob gab es damals aber auch ebenso viele Lehrkräfte, die ohne Prügelstrafen auskamen. Sie hatten jedoch eine andere Art von Strafenkatalog: Strafaufgaben (zum Beispiel »hundertmal schreiben«), in die Ecke stellen, Turnstundenausfall, Wandertage streichen usw. Am schlimmsten war der Entzug eines »Ehrenamtes« (Tafelwischen, Türöffnen, Aufpasser, Hefteinsammler usw.) Der Verlust eines solchen Amtes tat weher als mehrere Tatzen.

SCHULABGÄNGER

Praktisch mußte sich damals jeder selbst durchbringen, sich also durchs Leben schlagen. Bei den ganz armen, kinderreichen Familien hieß das für die Buben: mit zehn Jahren ab zu den Bauern. Dort bekamen sie - am Vormittag mußten sie in die Schule - für Kühe hüten, Milch fahren, Ochsen hinstehen, Heu eingeben, Kartoffel klaben, Hof zusammenkehren, Äpfel brocken, Kuhschwanz halten, Futtermittel holen, Zwetschgen schütteln, Essen aufs Feld tragen und Fleisch einsagen freie Kost und Unterkunft. Andere Kinder hatten es etwas besser. Sie mußten erst mit 14 Jahren aus dem Haus. Das bedeutete, entweder in die Lehre oder auch zu den Bauern. War irgendeine Fabrik in der Nähe, dann war ihr Schicksal besiegelt: Als Ungelernte gingen sie dort mit 14 zu arbeiten an, und als Ungelernte hörten sie mit 65 auf.

Die Mädchen waren kein Haar besser dran. Der Vater stellte ihnen zur Wahl, entweder, genauso wie die Buben, mit 14 zu den Bauern oder als Pflanzlerin in den Forst oder als Dienstmädchen in die nächste Kleinstadt oder wiederum wie die Buben, als ungelernete Arbeiterin in den nächstbesten Betrieb. Feiner heraus waren da die Töchter von Geschäftsleuten und größeren Bauern. Die lernten nach dem Schulabgang Kochen und Nähen. Mädchen, die im heiratsfähigen Alter nicht unter die Haube kamen, gingen, wie die vom christlichen Glauben überzeugten, ins Kloster.

P.V.